

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

Wie geht die Sozialpädagogik mit Regelverletzungen junger Erwachsener um?

Prof. Hans Thiersch

Ein Beitrag aus der Tagung:

Jung, erwachsen, straffällig – was tun?

Heranwachsende im Strafrecht

Bad Boll, 12. – 14. Januar 2007, Tagungsnummer: 520107

Tagungsleitung: Kathinka Kaden

Bitte beachten Sie:

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2007 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll
E-Mail: info@ev-akademie-boll.de
Internet: www.ev-akademie-boll.de

Wie geht die Sozialpädagogik mit Regelverletzungen junger Erwachsener um?

Prof. Hans Thiersch

Regelverletzungen werden in letzter Zeit immer wieder und sehr intensiv diskutiert – im Zusammenhang des Täter-Opfer-Ausgleichs, der Modelleinrichtungen, der geschlossenen Unterbringung, der Fragen des Antiaggressionstrainings oder der jetzt ja sehr lebhaften Diskussion um die Neugestaltung der Strafvollzugsordnung für Jugendliche.

Die Dringlichkeit der Verhandlung des Themas ist evident. Ich gestehe, es ist mir dabei trotzdem nicht ganz wohl.

Das Sachthema nämlich steht im Sog eines öffentlichen Interesses, das sich gerne an Skandalen fest macht, das dramatisiert. Ich denke, es ist ein Moment in einem zurzeit sich intensivierenden allgemeinen, öffentlichen Interesses, das sich ja in immer wieder ähnlichem Grundmuster skandalisierend, dramatisierend und gleichsam Panik verbreitend festmacht an der Frage, wie sicher wir noch sein können angesichts steigender Kriminalität und Gewalttätigkeit, wie sich das Generationenverhältnis und der Kampf der Generationen entwickeln wird, warum die klugen Frauen keine Kinder mehr kriegen, oder neuerdings, warum Erziehung misslingt. Das Buch des ehemaligen Direktors von Salem, Bernhard Buebs, „Lob der Disziplin“ geht in die Hunderttausende mit seiner Botschaft, man müsse endlich hart und streng durchgreifen, Erwachsene müssten eine unbedingte Autorität für sich in Anspruch nehmen, und nur, wer unbedingten Gehorsam geleistet und gelernt habe, sei imstande, zur Freiheit zu kommen. Es ist ein weites Feld solcher Panik erzeugenden Dramatisierungen, die benützt werden zu einem Backlash konservativer Gesellschafts- und Denkformen. Ich gestehe, dass mich manchmal die Frage beschleicht, (nur darf ich das hier nicht ausführen) ob diese dramatisierenden Initiativen auch Indizien dafür sind, ob unsere Gesellschaft noch imstande ist, ihre Verhältnisse demokratisch zu ordnen, d. h. in Verhandlung, Klärung und Sachlichkeit, bzw. – dies ist dann noch einmal ein anderer Aspekt - inwieweit wir inzwischen in verschiedenen Sphären leben, einer dramatischen Mediensphäre und einer Lebenspraxis, die erschreckend anfällig ist für solche ins Dramatische hineingehenden Aufrufe zur Kehrtwendung, zur Umkehr. Mich bedrückt hinter dieser panischen Diskussion aber nicht nur die Frage, wie weit wir mit unseren demokratischen Freiheiten umgehen können oder wie weit sie so überlastend sind, dass viele sich dem gern entziehen, sondern auch die Annahme, dass dies Diskussionen sind, die die anstehenden gesellschaftlichen Fragen verdecken, also z.B. die nach der Arbeitslosigkeit, nach dem, was man jetzt die Präkarität der Randständigen und Ausgegrenzten nennt oder - allgemeiner nach den so genannten Sachzwängen einer globalisierten Ökonomie. Also – und noch einmal anders gewendet – wie weit erzeugen diese Diskussionen einen gleichsam dramatischen Wind und binden damit Energien, um dahinter die anstehenden Strukturprobleme, in denen sich so wenig bewegt, zu verschleiern.

Ich wollte dies deshalb im Vorhinein so deutlich sagen, weil wir in einer belasteten Situation diskutieren und darauf achten müssen, dass die Sachdiskussion nicht vereinnahmbar ist für diese Art von Panikstrategie.

Der iustizielle und der pädagogische Blick

Eine zweite Vorbemerkung. Regelverstöße und Strafauffälligkeit sind Dinge, die junge Leute tun. Man kann die Tatbestände benennen, und man kann überlegen, wie zwischen Strafe, erzieherischen Hilfen, Auflagen usw. damit umgegangen werden kann. Es geht um Tatbestände, und bestimmte Formen der Reaktion darauf. Diese Sinnfälligkeit aber verschleiert, dass wir in sehr verschiedenen Diskursen über das gleiche reden. Der jugendliche Regelverletzer, wenn ich ihn einmal so nennen darf, ist in der Pädagogik ein sehr anderes Wesen wie im justiziellen Blick. Wir reden in gleichen Worten, wir reden von Erziehung, wir reden von Strafe, wir reden von Entwicklung und von Reife, aber die Kontexte, in denen diese Worte stehen, sind sehr unterschiedlich; mich beschäftigt immer wieder, wie sehr die Gleichheit der Begriffe verdeckt, dass es verschiedene Diskurse sind. Ich nehme drei Beispiele. Das eine ist, dass es ein unbedingt zu unterstützender Fortschritt ist, dass das Jugendstrafrecht erzieherische Gesichtspunkte ernst nimmt und sich um Erziehung bemüht. Das andere ist, dass die Pädagogik ihrerseits mit dem Erziehungsbegriff beträchtliche Schwierigkeiten hat, sie weiß inzwischen gar nicht so genau, was Erziehung ist, und es ist erstaunlich, wie vorsichtig, zurückhaltend und mit Vorbehalten mit dem Begriff „Erziehung“ umgegangen wird, es kommen dann eher andere Begriffe: „Fördern“, „Unterstützen“, „Herausfordern“, „sich auseinandersetzen“, oder „Ressourcenarbeit“, die Diskussion macht sich an anderen Konzepten fest. – Ganz auffällig ist das Problem bei der Strafe. Ich habe aus Anlass dieser Überlegungen in pädagogischen Lexika nachgesehen, was man dort über Strafe erfährt: in dem von mir herausgegebenen Handbuch (Otto/Thiersch) ist Strafe kein eigener Artikel, Strafe kommt nur ganz kurz und peripher im Zusammenhang mit Jugendgerichtsbarkeit vor. Ebenso ist es in dem Handwörterbuch von Kreft/Mielenz. Die Sozialpädagogik hat offensichtlich eine große Scheu mit dem Strafbegriff. Es gibt Literatur bis in die beginnenden 70er Jahre, und danach eigentlich nicht mehr. – Offensichtlich repräsentieren sich hier verschiedene Kulturen: Der Streit, wie das nun mit Reife und Entwicklung ist, den Sie, Herr Walther, wie ich fand, sehr einleuchtend relativiert und zurückgenommen und gleichsam in die Schwierigkeiten der Empirie hinein gehoben haben, ist einer, der in der Pädagogik dann eher dazu führt, dass man mit solchen Begriffen gar nicht mehr umgehen mag. Auch mit dem Begriff der Prävention, den ich meinerseits für wichtig halte, hat die Pädagogik große Schwierigkeiten – ganz im Gegensatz zu einer progressiven Justiz.

Also, ich glaube, dass beides zusammengehört, der justizielle und der pädagogische Blick, aber die Diskurstraditionen laufen relativ unterschiedlich und für sich getrennt; es scheint mir nicht sinnvoll, so zu tun, als wenn es diese Verschiedenheiten nicht gäbe. Es kommt darauf an, dass man in den Unterschiedlichkeiten an gemeinsamen Aufgaben verhandelt.

Der Pädagogische Blick

Ich will nun den pädagogischen Ansatz deutlich machen. Dazu scheint mir immer noch hilfreich ein Rückgriff auf den alten Satz von Herman Nohl, die Pädagogik sei engagiert in den Lern-, Entwicklungs- und Bildungsprozessen des Heranwachsenden, dort setze sie an und erst von da aus stelle sie die Frage nach der gesellschaftlichen Tauglichkeit. Polizei und Justiz gehen im Vergleich dazu von der Gesellschaft und der gesellschaftlichen Tauglichkeit und Ordnung aus, um von da aus nach subjektiven Faktoren zu fragen. Das sind unterschiedliche Zugänge von unterschiedlichen Ausgangspunkten her. Auch wenn neuere Kriminologen eindringlich beschreiben, dass die Bereiche sich aufeinander zu bewegen, scheint es mir sinnvoll, gleichsam strukturell die Unterschiedlichkeit von Ansätzen und damit auch die Eigenart des pädagogischen Ansatzes festzuhalten, die Eigenart nämlich, dass

der Pädagoge zunächst von den Entwicklungsmöglichkeiten, den Lernmöglichkeiten des Heranwachsenden und der Frage, wie dies gestützt und gefördert werden können, ausgeht.

Das will ich jetzt kurz skizzieren, und ich mache das eher allgemein, weil dann ja in den vielen Arbeitsgruppen Konkretes durchdekliniert und ausbuchstabiert werden kann.

Ich fange an mit Dingen, die vielleicht trivial sind, die mir aber gerade in den konkreten Auseinandersetzungen immer in Gefahr zu stehen scheinen, wegzurutschen.

Heranwachsende lernen, sich in die Welt zu fügen, d. h. allmählich in den Verhältnissen, in die sie hineingeboren werden, einen eigenen Weg zu finden, also Lebensmuster zu übernehmen, abzulehnen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Der Ausgang sind Heranwachsende im Kontext ihrer lebensweltlichen Verhältnisse, in der Aufgabe, diese Verhältnisse zu bewältigen, mit ihnen zurande zu kommen. Sie lernen das. Es gibt Stufen, es sind Phasen, in denen er Stück um Stück seine Grundbedürfnisse nach Geborgenheit, Tätigkeit, Anerkennung und Lebenssinn einzulösen und zu leben lernt. Sie lernen in Suchprozessen, also in Prozessen, die vorweg gehen, wieder zurück gehen, die tastend, die experimentierend sind, die im Spiel von Anregung, Anforderung und Selbstbildung Freiräume brauchen, damit Selbstbildung sich in den Anforderungen und den Gegebenheiten entfalten und artikulieren kann. Heranwachsen vollzieht sich also in der immer neuen Suche nach einer Balance von Vorgaben, Erwartungen und eigenen Möglichkeiten. Es gelingt, wenn die Heranwachsenden auf Liebe treffen, auf eine Art unbedingter Anerkennung, dass es so, wie sie sind, gut ist, wenn sie Vertrauen finden, dass sie sich entwickeln, dass sie sich spannend entwickeln können, und wenn sie auf Neugier treffen, d. h. auf das Interesse daran, wer sie sind, was sie können. Ich kann es auch anders sagen: Heranwachsen gelingt, wenn Heranwachsende in einem Feld leben, das in sich strukturiert ist, also eine bestimmte Ordnung, Verlässlichkeit und Zuverlässigkeit bietet, in einem Feld, das Aufgaben stellt, die real sind, in dem es auch um Realitätstauglichkeit geht in Bezug auf die Einschätzung der eigenen Möglichkeiten, und der der anderen und darum, mit ihnen zurande zu kommen, wenn sie – schließlich – in einem Feld leben, das in Lebensperspektiven eingebettet ist, so dass es sich lohnt, sich anzustrengen, zu lernen, – so dass es sich lohnt, (und das muss man angesichts der manchmal erdrückend deprimierenden Verhältnisse so deutlich sagen) da zu sein. – Wie Heranwachsen misslingt, wenn das nicht gegeben ist, zeigt die Resilienzforschung; sie fragt, warum aus Kindern, die in große Schwierigkeiten geraten sind, trotzdem etwas geworden ist, und konstatiert dass Heranwachsen nicht gelingt, wenn die elementaren Erfahrungen von Liebe, Vertrauen und Neugier nicht gegeben sind, wenn Heranwachsende in einem unstrukturierten, realitätsuntauglichen Feld und ohne Perspektiven groß werden.

Das Misslingen kann hat verschiedene Gründe haben. Es hat Gründe in gegebenen makrosoziologischen gesellschaftlichen Verhältnissen, es kann aber auch Gründe haben in falschen Lern- und Lebensmustern, in Milieus, die weder Geborgenheit und Verlässlichkeit noch Perspektiven vermitteln können; es kann Gründe haben in Lebensstrategien, die sich im Kontext solcher Verhältnisse unglücklich ausbilden, also in Karrieren, die zum Beispiel dazu führen, dass jemand mit sich selbst und anderen, mit der Organisation der Zeit und des Lebensraumes und elementaren Anforderungen nicht zurande kommt. Wie da die Anteile des Gesellschaftlichen und des Individuellen sind, ist hier uninteressant. Wichtig aber ist, dass es ein Ineinander solcher unterschiedlicher Faktoren gibt.

Menschen, bei denen das Heranwachsen misslingt, zeigen Formen schwierigen Verhaltens, die ganz unterschiedliche Motivationen haben. Es kann sein, dass es Ausdruck von Nichtkönnen, von Versagen ist. Es kann aber auch sein, dass es Ausdruck von Protest ist, von einem Willen, aus den Verhältnissen auszubrechen, es demonstrativ anders zu machen als es erwartet wird und darin Selbstständigkeit zu erproben und zu zeigen. Am Beispiel der Karrieren von Straßenkindern ist es aufregend, dieses Spiel von Schwierigkeiten, Defiziten und einem oft geradezu unbändigen Willen nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu verfolgen. Also: schwieriges Verhalten als Versagen, Nichtkönnen, Protest. Es kann sich aber auch äußern als Resignation, dass man sich aufgibt, dass man nichts wagt, dass man sich treiben lässt und von da aus durchaus mitnehmbar oder ansteckbar ist für Verhaltensweisen, die schwierig sind. Wie auch immer, es gibt im abweichenden Verhalten bestimmte Formen der Aggressivität, der Verweigerung, der ungekonnten Herausforderung, der Kriminalität, die für die Einzelnen unglücklich sind, ebenso wie für die Gesellschaft, weil sie nicht tolerierbar sind.

Wichtig aber scheint mir für den pädagogischen Ansatz zu sein, dass alle diese Formen eines schwierigen, regelverletzend auffälligen Verhaltens verstanden werden müssen als Ausdruck der Anstrengung, mit seinem Leben zurande zu kommen oder als Bewältigungsversuch. Es sind vielleicht die falschen Mittel, es sind vielleicht falsche Vorgaben, es sind falsche Muster, aber es steckt in ihnen die Anstrengung, mit den Verhältnissen zurande zu kommen. Biografien, und vor allem biografische Selbsterzählungen – sei es von Straßenkindern, sei es von jungen Menschen im Strafvollzug – sind eindrucksvoll darin, dass es immer ein Kampf ist, dass man versucht und scheitert, dass man sich etwas vornimmt und dazu unter gegebenen Bedingungen Talente braucht, die in sich hochanspruchsvoll sind; ein Straßenleben zu organisieren, ist etwas, was sicher viele von uns nicht könnten. – Also abweichendes, schwieriges Verhalten als Ausdruck der Anstrengung, sein Leben zu bewältigen, gerade auch da, wo es schwierig, für einen selbst unglücklich und für die Gesellschaft unglücklich ist, als Versuch, mit den Grundbedürfnissen nach Geborgenheit, Sinn, Produktivität, Sich-selbst-erfahren, Anerkennung zurande zu kommen.

Das ist eine ganz knappe Skizze, die zudem nur ganz formal ist, sie muss konkretisiert werden für Schwierigkeiten und Bedingungen in der heutigen Gesellschaft.

Gesellschaft im Zeichen der Entgrenzung

Die heutige Gesellschaft lässt sich charakterisieren mit Stichworten wie Unübersichtlichkeit, Diffusität oder Entgrenzung. Das müsste ich jetzt genauer beschreiben. Ich werde mich hüten, das zu tun, sonst komme ich gar nicht zu den erwarteten pädagogischen Konsequenzen. Aber: Wichtig scheint mir die Grundfigur. Menschen werden heute in einer Gesellschaft groß, in der vielfältige traditionelle Selbstverständlichkeiten so nicht mehr gelten, in der es eine Vielfalt von Lebensangeboten und Möglichkeiten gibt, sie finden sich in einer Offenheit, bisweilen auch Beliebigkeit, in der es wichtig ist, dass sie selbst einen Weg suchen und finden. Der Suchprozess, der für Jugend charakteristisch ist, dramatisiert sich in der heutigen Situation; die Erwartungen, dass man dann, wie man das früher gedacht hat, irgendwie und allmählich in eine vorgezeichnete Bahn einmündet – dann ist man eben erwachsen, das ist ja die Vorstellung zwischen Erwachsensein und Reife – gilt so für sehr viele nicht. Sie müssen sich selbst etwas suchen, sie müssen sich entscheiden, und auch, wenn sie dann da einmünden, wo es im so genannten Erwachsenenleben selbstverständlich scheint, ist es mit hohem Aufwand verbunden. Sie müssen sich vor sich selbst ausweisen, und sie müssen sich vor anderen ausweisen, sie müssen sich

legitimieren. Einen Lebensplan finden ist eine Frage der Wahl, der selbst verantworteten eigenen Wahl; das verlangt Verhandlungen, also sich auseinandersetzen mit anderen, mit den Möglichkeiten und mit dem, was man selbst von sich denkt, erwarten zu müssen. – Und: Diese Offenheit unserer Gesellschaft geht damit einher, dass sich im Zug der Produktionszwänge und der Erwartungen an die Qualifikation der Menschen neue Segregationen ausbilden, also Spaltungen, neue Lagen des Ausgeschlossenseins, des Nichtmithaltenkönnens, der Exklusion. Für viele Heranwachsende ist dies die Erfahrung, dass sie überflüssig sind, nicht gebraucht werden. Enzensberger hat diese Kategorie des überflüssigen Menschen geprägt, die für das, was neuerdings unter dem Stichwort der Prekarität diskutiert wird, ein wichtiges Moment ist. Man erfährt schon in jungen Jahren, dass man den Einstieg in die Gesellschaft nicht findet, dass man die Anerkennung, die man braucht für das, was man kann, nicht hat, dass man den Sinn seines Lebens nicht sieht. Oskar Negt hat neulich formuliert, dass das eigentliche Gesellschaftsproblem bei uns die sich in weite Kreise hinein verbreitende Angst sei, die Angst vor Verlust, die Angst vor Abstieg, die Angst herauszufallen. Dies sei die Triebkraft für Verzweiflung, Depression, aber dann auch für das Ausflippen in abweichendes Verhalten. Es braucht dagegen dramatische Anstrengungen, mit dem Leben zurande zu kommen, Anstrengungen, die oft in gegebenen Verhältnissen im Vorhinein zum Scheitern verurteilt scheinen, Anstrengungen, die gerade Menschen, die schon am Rand leben, sicher ohne besonders intensive Hilfen nicht erbringen können.

Schwierigkeiten für die Pädagogik

Die Pädagogik hat sich, ähnlich wie die Kriminologie, herausgearbeitet aus Verhältnissen, die massiv autoritär, massiv stigmatisierend und rücksichtslos strafend im Umgang mit Menschen mit Schwierigkeiten waren. Dieser Kampf hat die pädagogische und die kritisch-kriminologische Diskussion massiv geprägt bis vor 10, 15 Jahren; er ist noch nicht ausgestanden. Es gibt Verhältnisse, die nach wie vor autoritär, stigmatisierend und entwürdigend sind, von Pädagogen praktiziert oder im Gefängnis, gegen die es anzugehen gilt. Die Fortschritte aber in diesem Kampf sind groß. Ich will das nicht im Einzelnen verfolgen, aber wenn ich mir erlaube, auf 50 Jahre Berufstätigkeit in der Sozialpädagogik zurückzuschauen, dann ist es schon so, dass gerade der Stil im Umgang mit schwierigen, belasteten und auffälligen Menschen nicht mehr wieder erkennbar ist im Vergleich zu dem, was in den 50er, 60er Jahren noch praktiziert wurde. Das ist ein Kulturbruch, den wir hinter uns haben. Das ist Fortschritt in einer Entwicklung, der keinesfalls zurückgenommen werden darf. (Deshalb mein eingangs artikulierter Zorn gegen diese Panik machende, eher auf Restauration zielende öffentliche Diskussion)

Aber für diese Entwicklung haben wir einen Preis gezahlt, den Preis nämlich, dass wir eher auf das Verstehen, eher auf die Rekonstruktion von schwierigem Verhalten gesehen haben, eher darauf, was darin auch an Bewältigungskräften, an Lebensleistungen und an Eigenwilligkeiten steckt und dass wir daneben nicht hinreichend mit im Blick hatten, wie belastend, nicht hinnehmbar, wie grenzverletzend, grenzüberschreitend Verhaltensformen sein können. Wir brauchen, so habe ich oben formuliert, eine Balance zwischen den eigenen Möglichkeiten und den Erwartungen der Gesellschaft; dies ist in eine Art Schiefelage gerutscht und muss neu akzentuiert werden. Das darf nicht heißen, dass der Blick auf den anderen, auf seine Verhältnisse und den Eigensinn seines Verhaltens zurückgenommen wird, aber er muss neu vermittelt werden mit den gesellschaftlichen Erwartungen und Möglichkeiten und darin auch den je eigenen Selbstansprüchen. – Dieses Problem der Grenzbestimmung erschwert sich, indem es in den Strudel der Entgrenzung gerät. Wenn wir aus einer Tradition kommen, in der es darum ging, Menschen aus Zwängen freizusetzen, dann ist heute das Problem, wie sie mit Freiheit und Beliebigkeit zurande kommen. Damit bekommt die Frage nach Verbindlichkeiten und Grenzen einen

neuen Sinn. Sie zielt nicht mehr nur auf Zwang oder Unterdrückung oder doch auf darauf weisende Verdächtigungen wie es in der Tradition tendenziell üblich war – sondern auch auf Grenzen und Ansprüche und darin auf Unterscheidungen im Horizont von gesellschaftlicher und individueller Struktur und Entlastung. Im Kontext entgrenzter, offener und beliebig werdender Verhältnisse gewinnt die Frage, wie ich mich selber zu Verbindlichkeiten entscheide, wie ich mich wähle in Bezug auf darauf, wie ich mit mir und anderen umgehe, wie ich mich im sozialen Leben platziere, einen neuen, eigenen Wert, eine neue Qualität. Im Offenen wird Verbindlichkeit eine gewichtige und anstrengende Aufgabe, ein Wert, dessen man sich immer neu vergewissern muss, den man immer wieder herstellen muss, weil er vom Offenen gleichsam unterspült und in Frage gestellt wird. Im Wandel der Formel „Emanzipation gegen Zwänge“, „Freiheit gegen Zwänge“ zur Frage, wie man Freiheit aushält und gestaltet, wird diese neue Situation sehr gut deutlich.

Aufgaben für die Sozialpädagogik.

Der Begriff der Regelverletzung ist sehr allgemein, und gerade in der Diskussion wurde deutlich, wie er zwischen Bagatelproblemen, eigentlich normalen Entwicklungsproblemen oder Suchproblemen, bei denen man nur vielleicht erwischt wird, und schwierigen, harten Straftatbeständen, changiert. Er hat vor allem auch unterschiedliche Bedeutungen in unterschiedlichen Szenen. Ob jemand Regeln verletzt und in ein Drogen- oder Suchtverhalten gerät, ist etwas anderes, als wenn er damit in eher rechtsextreme Gewaltszenen kommt. Und es ist wieder etwas völlig anderes, wenn er damit in einen Zustand der Destrukturiertheit, der Hilflosigkeit fällt, so dass er keinen Zugang findet zu Ausbildungen, Beschäftigungen und dann sieht, wie er irgendwie über die Runden kommt. Diese unterschiedlichen Grade von Schwierigkeiten im regelverletzenden Verhalten kann ich hier nicht verhandeln, es wäre ein eigenes Referat.

Einige allgemeine Maximen Direktiven, die für den pädagogischen Umgang in den heutigen Problemlagen angezeigt sind, will ich aber durchgehen. Ich möchte etwas sagen zur Prävention, zu der Art, wie man verstehend mit Verhaltensschwierigkeiten und Regelverletzungen umgehen kann und muss, über den Zusammenhang von Strafe und Konfliktmanagement und zu notwendig zu eröffnenden Lebensperspektiven.

Prävention

Prävention ist zunächst das eigentliche und primäre Geschäft der Pädagogik. Prävention meint, dass Verhältnisse so stabil sein müssen, dass sich in ihnen schwieriges Verhalten nicht entwickelt bzw. dass es da, wo es sich anfängt zu entwickeln, ausgehalten und abgefangen werden kann. Prävention zielt auf Verhältnisse, die ein gelingendes Großwerden möglich machen. Prävention zielt darauf, und da gibt es hohen Nachholbedarf, dass die Schulen gut sind, dass die familialen Verhältnisse verlässlich und attraktiv sind, aber auch, dass es ein Gemeinwesen gibt, in dem Probleme aufgefangen werden können und nicht abgeschoben und exkludiert werden müssen. – Aber indem ich dies als Prävention bezeichne, kaufe ich etwas ein, nämlich einen bestimmten Blick. Prävention schaut auf das schreckliche Ende und setzt die Gesellschaft gleichsam in den worst case – wenn man hier und nicht sofort eingreift, wird es schrecklich enden. Mit diesem Blick von der erwartbaren Katastrophe her aber erzeugt sie eine Atmosphäre der generellen Verdächtigung und geht damit auch wieder in die Richtung dessen, was ich einleitend als Panikgesinnung angesprochen habe. Man muss auf Sicherheit gehen, denn es ist alles so ungeheuer gefährlich. – Dieser Blick wird – so scheint mir – besonders riskant,

wenn er technologisch eng auf einzelne Verhaltensmomente ausgelegt wird, und dazu gibt es neuerdings vielfältige und zum Teil ziemlich schreckliche Ansätze. Vor 20 Jahren gab es die Karikatur, dass man im Kindergarten meinte, dass die Kinder die Gummibärchen lutschen, offensichtlich suchtgefährdet und auf Prävention angewiesen sind. Symptomorientierte, eng gefasste Listen von Verhaltensauffälligkeiten stehen in Gefahr, die Symptomträger abzusondern und darin zu stigmatisieren. Also: Es gibt gute Gründe, vorsichtig mit dem Präventionskonzept umzugehen; das darf ich jetzt aber nicht länger ausführen.

Zweierlei festzuhalten scheint mir aber wichtig: Prävention meint zunächst so, wie ich es oben formuliert habe, gesunde und stabile Lebensverhältnisse. Ich wäre glücklich, wenn wir dies nicht unter dem Terminus Prävention bezeichnen würden, sondern sagen könnten, ein Kindergarten ist nicht deshalb gut, weil er verhindert, dass später Kriminelle herauskommen, sondern er ist gut, weil er ein schönes, spannendes und lernerziebiges Leben und Arbeiten mit Kindern ermöglicht. Schule ist deshalb gut, weil sie eine gute Erziehung ermöglicht, weil es den Kindern Spaß macht zu lernen, ihre Neugier zu befriedigen, ihren Horizont und ihr Weltwissen zu erweitern, weil sie in einem verlässlichen Sozialfeld wichtige Erfahrungen machen und soziale Kompetenzen auszubilden können. Dass das nebenher auch präventive Wirkungen hat, Heranwachsende später vielleicht nicht wegrutschen, nicht verzweifeln, nicht in Sinnlosigkeit geraten, ist ein schöner Nebeneffekt und darin recht. Zunächst aber gilt es, die Notwendigkeit eines stabilen pädagogischen Lebens festhalten, das um seiner selbst willen wichtig und wertvoll ist. Dass das dann vor allem auch eingebettet sein muss in tragfähige Lebensverhältnisse und -perspektiven ist evident. Es braucht Strukturen, die stabil und belastbar sind, und in denen sich ein normales Leben normal, – also auch änderungs-, entwicklungs- und umgewoffen – entfalten kann, sowohl im Pädagogischen wie im Gesellschaftlichen. So gesehen steckt im Präventionskonzept ein immenses, gesellschaftsrevolutionäres Potenzial, das, denke ich mir, mitnichten eingelöst wird.

Daneben gibt es spezielle Prävention, es gibt Lebenslagen, die erfahrungsgemäß schwierig werden und schwierig zu bewältigen sind. Das können subjektive Situationen sein, Krankheit, Tod, schwere Behinderung, das können genauso gesellschaftliche Situationen sein, Konstellationen der Arbeit und der Arbeitslosigkeit, Konstellationen des Alleinerziehens, aber vor allem Konstellationen des Migrantenstatus oder der Verelendung in sozialen Brennpunkten, in Ghettos. Spezielle Prävention meint die Notwendigkeit eines besonderen Aufwandes angesichts dessen, dass Verhältnisse erfahrungsgemäß besonders belastet sein und Verstörungen erzeugen können, die zu Überforderungen und abweichendem Verhalten führen. Es braucht ein Angebot von Hilfen, von Beratungen und Unterstützungen, die gezielt in solchen Verhältnissen eingesetzt werden können. – Ich nehme ein harmloses Beispiel. Alle Kinder gehen in den Kindergarten, er bietet ähnlich wie dann später die Schule – aber eben schon früher – die Möglichkeit zu sehen, wo Kinder Probleme haben, ob sie mit sich und in der Gruppe zurande kommen, ob sie ihre Kompetenzen entfalten können, ob sie in sich sicher und ohne Verklemmung und Angst leben. Genauso sieht man, wer in Sprachprobleme so befangen ist, dass erkennbar ist, dass er das später nicht mehr aufholen können wird. Hier hat der Kindergarten vielfältige Möglichkeiten in der bedachten und achtsamen Gestaltung des Alltags, in spezifischen Programmenten, in der Elternarbeit und in der Verbindung zur Gemeinwesenarbeit. Hier könnte man einsetzen, aber es fehlen die entsprechenden Angebote und Ressourcen, es fehlen auch Offenheiten der Kooperation zu unterstützenden, gleichsam benachbarten Angeboten z.B. der Erziehungshilfen oder der Frühförderung. – Ich finde nach wie vor das Ergebnis meines Reutlinger Kollegen Klein aufregend, der bei Kindern, die in die Sonderschulen L und V eingewiesen waren, geprüft hat, aus welchen Verhältnissen sie kommen und festgestellt hat, dass dies zu 70 Prozent sozial hoch belastete Verhältnisse waren; er hat weiter gefragt, wie viele von denen sozialpädagogisch „normale“ Hilfe bekommen

haben und festgestellt, dass dies nur in erschreckend wenigen Fällen der Fall war. Hier fehlt ungeheuer viel. – Neuerdings wird im Zeichen von Prävention diskutiert, dass die Mütter genötigt werden sollen, zu den verschiedenen medizinischen Vorsorgeuntersuchungen zu gehen, damit man rechtzeitig sieht, ob mit den Kindern etwas schwierig wird. Das ist recht. Ich fände es aber sehr glücklich, wenn man zunächst darüber redete, wie die Angebote so attraktiv gemacht werden können, dass man dann mit den Eltern weiterarbeiten kann, vielleicht so, wie es der Kinderschutzbund seit langem nicht nur für Modellregionen fordert, und nicht, wie – in scheußlicher deutscher Tradition – Kontrollen, Disziplinierungen und möglichst Einschränkungen von Substanzmitteln angedroht und organisiert werden können.

Also: Es braucht Achtsamkeit in erfahrungsgemäß belastenden Verhältnissen, und in ihnen einen besonderen Aufwand, auch wenn es noch nicht hoch dramatisch ist. Dieser besondere Aufwand ist nötig, um die allgemeinen Lebensbedingungen und Lebenskompetenzen zu stärken, also Selbstständigkeit, Konfliktfähigkeit, Umgangsfähigkeit, Lebensgestaltungsphantasie. Pointiert formuliert: Spezielle Prävention ist der besondere Aufwand des Allgemeinen in einer besonderen Situation.

Ich bitte um Nachsicht, dass ich das zunächst so betont habe, aber mir scheint, dass gerade die Frage nach schwierigem Verhalten und Auffälligkeiten dazu verführt, die dahinter liegenden Strukturen und Verhältnisse gleichsam zu überspringen. Es gibt Konzepte für gute und effektive Prävention, die aber zurzeit wieder eingeschränkt werden angesichts der gegebenen Finanzknappheiten. Wir erzeugen – und gleichsam sehenden Auges – Probleme, die uns hinterher entsetzen, überrollen, hilflos machen und in fatale Eskalationen treiben, die dann aber, wenn die akute Brisanz überstanden ist, im Schwall hochtönender, wohlmeinender Allgemeinheiten weiter unerledigt vor sich hin schwelen.

Verständigung

Wie auch immer, Menschen produzieren Regel verletzendes und schwieriges Verhalten, und jenseits der Notwendigkeit, dass ich schauen muss, was eher bagatellhaft ist oder was dramatisch ist, gilt, dass es zunächst darauf an kommt, dieses Verhalten zu verstehen. Regelverletzungen sind Fakten. Was aber ist die Motivation dahinter? Wie hat es sich ergeben im Kontext der Lebensverhältnisse, also der sozialen und gesellschaftlichen Strukturen, in denen Regelverletzungen höchst unterschiedlich konnotiert und geladen sein können, Unterschiedliches bedeuten. – Um hier weiter zu kommen – und dies angehen zu können ist ein großer Fortschritt der jüngeren Diskussion – ist es notwendig, auf die Erfahrung der Biografie der Menschen, die betroffen sind, einzugehen, also zu fragen: Wie hast du selbst dein Leben erfahren, erlebt? Was ist es, was dir wichtig ist? Was ist es, was dich belastet? Warum denkst du, dass es schwierig geworden ist? In der Sozialpädagogik gibt es zunehmend spannende Arbeiten, die deutlich machen, wie groß die Diskrepanz sein kann zwischen dem, wie jemand sich selbst erfährt, wo er seine Empfindlichkeiten, auch das Gefühl hat, dass seine eigenen Stärken, seine eigenen Möglichkeiten und Ressourcen nicht hinreichend zum Tragen gekommen sind oder nicht hinreichend gesehen worden sind und – auf der anderen Seite – der Sicht in der fachlich orientierten Akte. – Aber dies zu sehen und ernst zu nehmen ist eines, es ist der Ansatzpunkt, wenn man helfen will, man kann Hilfe nicht überstülpen. Ein anderes aber ist, dass biografische Rekonstruktion immer unter einem bestimmten Erzählzwang steht. Menschen, wir alle, leben, indem wir hoffen, dass wir mit unserem Leben zurande kommen, wir wollen uns selber achten können. Wir sind darauf angelegt, dass wir zurande kommen wollen. Dies bedeutet, dass wir unsere Erinnerungen, unsere Taten, unsere Erfahrungen so uminterpretieren, dass wir mit ihnen zurande kommen können. Das ist in unterschiedlichen Ansätzen diskutiert worden. Goffman in seiner Stigmatisierungstheorie hat eindringlich beschrieben,

wozu es führt, wenn ich weiß, dass ich Schwierigkeiten, also einen Makel habe, und wie ich Strategien des Lügens, des Vertuschens, des Verbergens, des Mich-Herausredens brauche und nutze, damit ich mit diesem meinem Makel trotzdem unter den anderen Menschen zurecht komme. Die Kriminologen diskutieren Neutralisierungsstrategien, die es mir erlauben, das, was ich getan habe oder was ich nicht kann, als relativ belanglos darzustellen – es machen alle, es hat ja nicht den Falschen getroffen, man muss irgendwie mal für Recht sorgen, die Reichen nehmen sowieso mehr Geld, warum wird's dann bei mir eingeklagt? Usw. Ich rede mich heraus, ich neutralisiere und relativiere mein Fehlverhalten, ich bilde eine Geschichte, in der ich mit mir selbst zurande komme, oft dann auch angefüllt mit ganz unrealen Vorstellungen, dass ich eigentlich und sicher jedenfalls bald alles im Griff habe, nur gerade jetzt geht es noch nicht. Nietzsche hat einmal gesagt: „Meine Erinnerung sagt mir, wie es gewesen ist, und mein Gewissen sagt mir, dass es so nicht gewesen sein darf.“ Das ist eine Maxime der Strukturierung von Biografie und biografischen Erzählungen; sie wird in unserer Gesellschaft durch eine bestimmte Erwartung noch einmal unterstrichen, nämlich durch die, dass man cool sein muss, dass man sich keine Blöße geben darf. Und wenn man gar nichts zu bieten hat, dann braucht es wenigstens starkes Auftreten, forsches Benehmen oder Frechigkeit, in der man andere nicht an sich herankommen lässt. – Scham und Schuld über sich selbst zu erfahren, wird in unserer Gesellschaft selbst etwas, wofür man sich schämt, dann ist man nicht mehr cool, dann hat man's nicht im Griff. Solche Strategien und Attitüden machen den Umgang mit eigenen Verfehlungen und Schwierigkeiten besonders dramatisch und schwierig.

Das, worauf es in der Sozialpädagogik ankommt ist ein mühsames und anstrengendes Geschäft. Man muss auf der einen Seite die subjektiven Deutungen von Menschen ernst nehmen, auf der anderen Seite aber trotzdem als Pädagoge die Sache auch von außen ansehen. Man muss die Diskrepanz zwischen der Selbstdeutung und dem, was real passiert ist, festhalten und thematisieren. Das bleibt riskant. Nur allzu schnell nämlich geht es wieder in das alte Muster, dass ich sowieso weiß, was eigentlich Sache gewesen war und die subjektiven Deutungen überspiele. Es ist eine mühsame Balance. Man vereinfacht sie, wenn man sich nur traditionellerweise auf die Außensicht des Tatbestands bezieht, genauso wie man sie vereinfacht, wenn man nur auf die subjektive Selbsterfahrung sieht. Im Vergleich von Berichten und Falldarstellungen oder JugendberichtsDarstellungen wird immer wieder deutlich, wie sehr sie auseinander gehen, aber sich gegenseitig immer wieder neu provozieren müssen.

Verdeutlichung, Auseinandersetzung.

Es geht bei Regel verletzendem und schwierigem Verhalten in vielen Fällen darum, dass etwas passiert ist, was für die Gesellschaft nicht tragbar ist und was als Solches deutlich gemacht und markiert werden muss. Das hat man in der Pädagogik traditionellerweise unter dem Begriff der Strafe abgehandelt. Ich habe einleitend schon gesagt, dass das z.Z. nicht en vogue ist; man verhandelt die hier anstehenden Fragen unter eher Fragen des Konflikts des Konfliktmanagements oder des Umgehenkönnens und Umgehenlernens mit Konflikten. Das hat gute Gründe. Strafe ist ein Konzept, in dem der eine weiß, was Rechtens ist, und der andere hat es nicht gewusst oder sich nicht daran gehalten. Der Tatbestand steht nicht zur Diskussion. Es ist eine streng hierarchische Struktur, es geht von oben nach unten. Das Konstrukt des Konflikts ist vorsichtiger und geht davon aus, dass es zwischen Parteien Auseinandersetzungen, Unverträglichkeiten und Schwierigkeiten gibt, die als Geflecht von Ursachen und Wirkungen, von Ansatz und Fortführungen, von Anlass und Hintergründen geklärt werden müssen; es ist eine in der Intention zunächst unhierarchischere und offene Form des Umgangs mit Schwierigkeiten. So gibt es Gründe, jetzt nicht erneut über Strafe im pädagogischen Kontext zu reden,

sondern bei Konflikt und Konfliktmanagement zu bleiben. Aber im Reden von Konflikten und Konfliktmanagement darf ein Moment nicht übersprungen werden, das in Strafe immer auch mitgemeint war. Es braucht so etwas ist wie die Markierung einer Regelverletzung, die als solche zwar erklärt und verstanden werden kann, aber zunächst einmal gegeben ist, es braucht das Aufmerksammachen, das Markieren einer Regelverletzung und die Nötigung, sich damit auseinanderzusetzen. Das, was als Strafe – und in den Formen von Strafe – gemeint ist zwischen Ersatzleistungen, Entschuldigungen und Auflagen zielt genau darauf, dass das Moment der Regelverletzung deutlich wird. Das aber scheint mir gerade angesichts der gerade beschriebenen Neutralisierungs- und Stigmatisierungstechniken ein sinnvolles Moment. Es braucht die Konfrontation mit dem eigenen Handeln. Menschen müssen genötigt werden, sich damit auseinanderzusetzen, dass sie etwas getan haben, was für andere schwierig ist. – Dazu braucht es Gelegenheiten, Räume und Menschen, denen man trauen kann, denen gegenüber man sich öffnen, sich in allen Schwierigkeiten und Ängsten zeigen kann. Gerade im Gefängnis – wenn ich das hier anfügen darf – im Leben sozusagen im „Stand der Strafe“ – sind hier die Defizite einstweilen groß, – Vergleiche zu anderen, pädagogisch oder therapeutisch strukturierten Settings, in denen ja meist die Voraussetzung für solches mühsame und bittere Sich-Erkennen und Lernen günstiger sind, machen das deutlich.

Schließlich: Mir scheint im weiteren Kontext das Täter-Opfer-Ausgleichs besonders glücklich und gleichsam exemplarisch wichtig zu sein, weil es die Tat in den sozialen Kontext zurückholt und deutlich macht, dass das nicht etwas ist, was ich nur als meine Tat getan habe, sondern dass ich als Täter einem anderen etwas angetan habe, und dass ich Wirkungen erzeugt habe. Das erzeugt soziale Realität, Auseinandersetzung mit der sozialen Realität.

Daneben gibt es in der Pädagogik vielfältige andere Ansätze bis hin zu den verschiedenen Formen eines Antiaggressionstrainings, auf die ich hier nicht eingehen kann. Wichtig scheint mir aber zu betonen: So über Konfliktmanagement zu reden ist nur dann erlaubt, wenn es eingebettet ist in pädagogische Settings, in denen Möglichkeiten von Anerkennungen gegeben sind, in denen Möglichkeiten von offenen, neuen Perspektiven sich zeigen, und in denen die Grundbedürfnisse nach Geborgenheit, Anerkennung und Perspektive erreichbar werden. Strafe an sich genommen kann schrecklich sein und in Verzweiflung treiben; aber wenn sie eingebettet ist und in Perspektive und im Horizont von Alternativen steht, ist sie als Konfrontation zugleich die Öffnung zu Neuem. „Der bisherige Weg war in manchem schwierig und kann so nicht weitergegangen werden, aber es gibt neue Wege“. – Und: Alternativen anbieten, bedeutet, dass man zwar darauf sieht, wie man im pädagogischen Setting miteinander in Perspektive und Angeboten zurande kommt, dass es aber auch Konfrontationen und Auseinandersetzungen gibt – bezogen auf Ideologien, Rechtsextremismus, Ausländerfeindlichkeit, Männerrollen, die hinter abweichendem Verhalten stehen. Man erwartet Änderungen, riskiert es, um eine Balance zu kämpfen zwischen den Selbstdeutungen, der Verdeutlichung dessen, dass Dinge so nicht gehen, der Entdeckung und Freisetzung von Ressourcen und der Eröffnung von Perspektiven.

Das Letzte so zu formulieren ist fast fahrlässig in unserer Gesellschaft, in der gerade für Menschen in besonderen Schwierigkeiten nur schwer attraktive, Anstrengungen lohnende Perspektiven erreichbar sind. Ich denke, da geht es dann auch darum – das wird ja im Kontext der nachholenden Ausbildung, der Berufshilfe und der Beschäftigungsprojekte viel diskutiert – dass man auf der einen Seite zwar Talente und Kompetenzen übt, die einen arbeitsfähig machen, dass man aber auch lernt und erfährt, dass das Leben nicht nur davon abhängig ist, ob man in den ordentlichen Berufsmarkt so eingefädelt werden kann, wie man das von sich selber erwartet, und dass es auch andere Möglichkeiten in Beschäftigungsprojekten oder in alternativen Arrangements gibt, – also, dass man den Fluch der verfahren-

renen, hoffnungslosen und schwierigen Verhältnisse, der auf einem zu liegen scheint, zu unterlaufen sich trauen kann und neue Bewältigungsmuster lernt.

Ich lasse hier die heikle Diskussion über geschlossene Unterbringung aus und verweise nur darauf, dass sie jenseits der Frage, ob sie Effekte hat, in der Öffentlichkeit eine schreckliche Wirkung hat, weil sie suggeriert, dass dies ein Weg wäre, den man unbedingt gehen könnte und müsste; daneben werden dann die vielfältigen anderen Möglichkeiten, die freie Phantasie in offenen Projekten und die so überfällig dringliche Intensivierung in Projekten eher an den Rand gedrückt. Diese die Diskussion belastende und andere Diskussionsstränge verdeckende Funktion der neuen Straf- Härte- und Disziplinierungsdiskussion scheint mir das eigentliche Problem der derzeitigen Diskussion zu sein. Jenseits dessen und unabhängig davon mag es durchaus sein, dass Geschlossenheit im individuellen Fall, und wenn sie mit großer Intensität und mit Können praktiziert wird, Effekte bringt.

Zum Schluss: Ausgegangen bin ich von der Notwendigkeit der Kooperation zwischen dem justiziellen und dem pädagogischen Zugang im Umgang mit abweichenden Verhalten. Die Aufgaben und Möglichkeiten solcher Kooperation können nun konkretisiert werden. Prävention ist Vorfeld auch des justiziellen Arbeitens; die justiziellen Angebote innerhalb des Feldes, also z. B. die Weisungen, der Täter-Opfer-Ausgleich, stehen im Kontext der pädagogischen und sozialen Angebote zur Unterstützung; im Jugendstrafvollzug geht es auch um die Realisierung pädagogischer Prinzipien; das, was man als tertiäre Prävention bezeichnet, also die dem Strafvollzug folgende, nachgehende, das Leben in der offenen Normalität stützende und begleitende Arbeit, liegt wieder ganz im Feld pädagogischer Kompetenz. Die Trennung, die durch die Zweifelt unseres Gesetzes, KJHG und JGG, gegeben ist, muss – natürlich in Anerkennung der unterschiedlichen Aufgaben – auch davon war ja oben ausdrücklich die Rede – in neue Formen der Offenheit und Kooperation angegangen und gestaltet werden. Dazu gibt es vielfältige Ansätze, das gibt es in vielfältige Modelle, aber insgesamt ist es ein Geschäft, das vor uns liegt. Es braucht ein neues sozialräumliches Denken; es gibt im Sozialraum Belastungen und unterschiedliche Formen, damit umzugehen. Es braucht ein neues Spiel jenseits von Statusproblemen, jenseits von Abgrenzungsarbeiten und Ängsten, ein Spiel, in dem die pädagogischen Möglichkeiten und die justiziellen Möglichkeiten sich füreinander öffnen und wissen, dass sie aufeinander angewiesen sind. Es gibt solche Ansätze und Konzepte, sie brechen sich aber zurzeit noch oft und sehr dramatisch an gegebenen Zuständigkeiten, an gegebenen Statusproblemen und auch an Ängsten – an Ängsten auf Seiten der Sozialpädagogik und auf Seiten eines gleichsam eingeborenen juristischen Anspruchs, dass man seinen Finger drauf halten und vorsichtig sein muss, dass einem die Dinge nicht entgleiten, wenn die tendenziell ja als weicher geltenden Pädagogen mitmischen und -reden. Solche Konzepte brechen sich aber zur Zeit vor allem an jenen eingangs ja auch schon benannten öffentlichen Tendenzen zur Härte, gegen die es im öffentlichen, offensiven Diskurs und politisch anzugehen gilt.

Dies ist eine Vision, eine Vision, die kühn ist. Aber man braucht sie, wenn man nicht in den so zermürbenden Kämpfen des Alltags stecken bleiben will. Bei Goethe heißt es sinngemäß, dass, wenn man sich nicht zu denken traue, was wünschenswert wäre, man niemals das Mögliche erreichen könne.

Dr. Hans Thiersch war von 1970 bis 2002 Professor für Erziehungswissenschaft und Sozialpädagogik an der Universität Tübingen.